

Heudämmele

Spinnweben und Ombresaff

Generell hat mir die Arbeit in der Landwirtschaft mein Leben lang Freude gemacht. In unseren kleinbäuerlichen Betrieb „hineingeboren,“ war ich von frühester Kindheit an mit all den Dingen konfrontiert, die nun einmal zur Landwirtschaft hinzu gehören. Sehr rasch wurde man, auch als Kind, mit den Erfordernissen in Haus und Hof, für Vieh und Feld, vertraut und gewöhnte sich an den Jahresablauf und seine turnusmäßig wiederkehrenden Aufgaben. Schwere körperliche Arbeit hielten die Erwachsenen selbstverständlich von uns Kindern fern, in vielen Fällen mussten wir aber doch mit „anpacken.“ Dazu zählte unter anderem das „Heudämmele,“ und nichts auf der Welt war mir als Kind verhasster als diese Tätigkeit.

Dämmele, das ist ein Eifeler Wort für „niedertreten, trampeln, durch Darüberlaufen komprimieren oder markieren.“ Im Winter „dämmelten“ wir beispielsweise einen großen „Nachlauf-Kreis“ in den Schnee auf dem „Peisch“ (Wiese) vor unserem Haus. Das unnötige Betreten noch nicht gemähter Wiesen war generell verpönt, weil dadurch das Gras „zerdämmelt“ wurde. und wenn eine unserer Kühe von der Weide „stiften“ ging, geriet sie sträflicherweise oft ins Getreidefeld und „dämmelte“ das Korn an die Erde. Das hatte dann für den Hütebuben böse Folgen, wenn ihn der Feldhüter erwischte.

Alle diese „Dämmeleien“ waren aber nichts im Vergleich zum „Heudämmele.“ Das war eine spezielle Aufgabe für uns „Pänz“ beim Abladen eines Heuwagens in der Scheune: Das Heu wurde von den Erwachsenen auf den „Heustall“ (Heuboden) hinauf gegabelt und dort gelagert, wir Kinder waren dazu verurteilt, durch ständiges Darübertrampeln das sperrige und oft krachtrockene Material nieder zu „dämmele“ und dadurch möglichst viel Stapelraum zu schaffen. Der Eifeler Heustall nämlich war meistens ziemlich knapp bemessen und wurde bis hoch unter die Dachpfannen vollgepackt.

Heu abladen von Hand, eine allgemein unbeliebte und bei uns Kindern sogar gefürchtete Arbeit, die erst viel später erleichtert wurde, nachdem sich auch der Kleinbauer ein modernes Heugebläse leisten konnte. Noch gut in Erinnerung ist mir die relativ riesenhafte Füllmaschine mit dem mächtigen Trichter und den halbmeterdicken Rohren. Für den Betrieb solcher Anlagen war ein starker Elektromotor erforderlich. Das Mündungsstück auf dem Heuboden war schwenkbar und blies das Heu bis in den letzten Winkel unter dem Dach, manchmal wurden die Halme sogar durch die Ritzen zwischen den Dachpfannen wieder nach draußen geblasen. Das heulende und brummende Betriebsgeräusch des „Heubläasers“ war weit in der Umgebung zu hören.

Wir daheim haben zu meiner Kinderzeit nie ein Heugebläse besessen, das Heu-Abladen war und blieb eine verhasste Angelegenheit. Und so ging es vor sich: Der Eifeler „Denn“ (die Scheunentenne, Scheunenboden) war in aller Regel so eng, dass sich die Zugtiere gerade noch seitwärts am beladenen Wagen vorbei ins Freie drängen konnten. Die Heuladung (analog dazu der Getreidewagen) wurde auf die Tenne gefahren, die Zugtiere wurden ausgespannt und ins Freie geführt, dann wurde der Wagen von Hand bis an die Rückwand der Tenne geschoben und stand somit vollständig „öner Daach“ (unter Dach). Das war sehr wichtig, wenn etwa ein plötzliches Gewitter kam. In der Rückwand gab es meistens die sogenannte „Schurp,“ eine schießschartenartige Maueröffnung, durch die man die Wagendeichsel nach draußen steckte, damit die Wagenladung bis dicht an die Wand heran kam. Bei uns daheim gab es statt der Schurp eine schmale Tür in der Rückwand, durch die wir auch die Zugtiere

hinaus führen konnten. Dabei mußte aber eine etwa 40 Zentimeter hohe Trittstufe bewältigt werden und das war für die Tiere nicht so ganz einfach.

Vom Wagen aus wurde das Heu auf den Heustall nebenan gegabelt. Das war bei uns eine Arbeit für „Ohm Mattes“ (Onkel Matthias). Rechts neben der Tenne befand sich unser Kuhstall, und auf dessen Decke, etwa 2,50 Meter hoch, lag der Heuboden, der bis hoch unters Dach reichte und bis in den letzten Winkel gefüllt sein mußte, damit das Futter für den Winter reichte. Vorne auf dem Heustall hatte „Mam“ (Mutter) ihren Platz, nahm das von unten ange-reichte Heu auf und beförderte es weiter in den Hintergrund. Dabei waren, solange der Boden noch leer war, fünf Meter und mehr zu überbrücken, also postierte sich ein dritter Helfer auf „halber Strecke“ und gabelte noch einmal. Diesen Posten übernahm meistens unsere „Jött“ (Tante), die aber wegen eines Rückenleidens nicht immer „einsatzfähig“ war. Und unser Vater war auswärts „auf Arbeit“ und damit unerreichbar. Dann mussten wir uns mehr schlecht als recht unter uns Kindern selber behelfen.

Wir drei – Christel und Ulla, meine beiden älteren Schwestern, und ich – hatten das gelagerte Heu „vor Ort“ durch ständiges Darüberlaufen („Dämmele“) zu komprimieren, „un-gedämmelt“ hätte sonst das lockere Material im Handumdrehen den gesamten Heuboden ge-füllt. Wenn Jött einmal nicht eingesetzt werden konnte, dämmelte nur einer von uns (meistens ich), die beiden anderen hatten das von Mam angereicherte Heu aufzunehmen und an Ort und Stelle zu transportieren. Das geschah notgedrungen per „Ärbel“ (Armvoll, mit den Händen gefasste Menge). Eine großzinkige Heugabel, wie sie die Erwachsenen benutzten, konnten wir nicht einsetzen: Das Gerät war zu groß und zu schwer für uns – und zu gefährlich, wir hätten uns gegenseitig die Augen ausgestochen.

Solange unser „Arbeitsfeld“ noch ebenerdig oder nur mäßig hoch war, ging die Sache noch an. Je höher aber der Heustapel anstieg, desto beschwerlicher wurde es für uns. Wenn wir gar bis unters Dach kamen, wurde es geradezu unerträglich. Man versetze sich in die Lage: Brüllende Hitze, „glühende“ Dachpfannen, der Schweiß rinnt in Strömen, Heustaub füllt die gesamte Scheue, vermischt sich mit unserem Schweiß. Das Heu klebt eklig an den bloßen Armen und Beinen. Von den Dachlatten hängen meterlange, uralte und mit massenhaft Staub gefüllte Spinnweben herab, bei Berührung reißen sie und verteilen Staubwolken über den Heudämmeler, nimmt ihm den Atem und die Sicht. Schweiß abwischen? Luft holen, Ver-schnaufen? Geht nicht, von der Tenne herauf nämlich tönt Ohm Mattes: „Nu jö, ens jät mon-ter do owwe“ (los los, etwas munter da oben).

Wespen mögen ja in aller Regel sehr nützliche Lebewesen sein. Man braucht sie auch nicht zu fürchten, solange man sie in Ruhe läßt und nicht beeinträchtigt. Vor ein paar Jahren hatten wir beispielsweise über unserer Garagendecke ein Riesen-Wespennest mit gewiß 1000 oder mehr Bewohnern. Keiner von uns ist damals gestochen worden, ich entdeckte das Nest zufällig, als ich später einmal auf den Boden hinauf stieg. Ich habe es nicht angerührt und absolut keine Wespenprobleme bekommen. Wenn aber diese schwarz-gelben Insekten unter den Dachpfannen ihr Nest haben und durchs Heuabladen in ihrer Beschaulichkeit gestört werden, – oha, dann geht man ihnen am besten weit aus dem Weg. Und solche faustgroßen grauen „Nestbälle“ fanden wir des Öfteren beim Heudämmele. Dann wurde es „eng.“

Nach und nach füllte sich der gesamte Heustall mit Futtermaterial, ein gewaltiger Heuberg lagerte für den Winter da oben. Ich habe mich immer gewundert, dass unsere drei Kühe so viel Heu fressen konnten, im Frühjahr war aber der Futterberg stets bis auf ein Minimum geschrumpft. Im Späten Juli bis in den August wurde bei Bedarf auch noch „Jromet“ (zweiter Grasschnitt) gemäht, wenn es die Natur gut meinte und nach der Heuernte das Wiesengras noch einmal wachsen ließ. Bis dahin hatte sich das Heu auf dem Heustall von selber deutlich gesenkt, es war wieder neuer Platz unter den Pfannen. Hier ganz obenauf wurde der Jromet gelagert, für den es sonst keinen Platz gab. Die Tiere mochten den zweiten Grasschnitt beson-

ders gern, und auch für uns selber bot er Ungewöhnliches: Wilde Holzäpfel aus dem Wald, an sich ungeheuer sauer, hart und bitter und kaum genießbar, deponierten wir ein oder zwei Wochen lang ins „Jrometlager.“ Die Äpfelchen nahmen eine wunderschöne goldgelbe Färbung an, dufteten hervorragend und mundeten ganz passabel. Unübertrefflich war aber der Gelee, den unsere Jött daraus kochte. Diese Köstlichkeit habe ich noch nie im Handel entdeckt. Holzäpfel wuchsen zu meiner Kinderzeit an jedem Weg- oder Waldrand, heute ist mir kein einziger Standort mehr bekannt.

Nach dem mühsamen Heuabladen gab es bei uns in der Regel eine nicht alltägliche Belohnung für alle Beteiligten. Die Erwachsenen labten sich an einem Topf „Klattermelch“ oder, wie es bei uns hieß, „suër Melech“ (saure Milch, Dickmilch) und schworen, dass es eine bessere Abkühlung nicht gäbe. Ich selber habe das saure Zeug nie gemocht und mag es auch heute nicht. Für uns Kinder gab es ein großes Glas „Omberesaff“ (Himbeersaft), den Jött aus selbstgepflückten wilden Waldhimbeeren zubereitet hatte. Diese Wildfrüchte waren zwar winzig und wenig ergiebig, an Fruchtaroma und Wohlgeschmack aber nicht zu übertreffen. Ein Glas pur von unserem damaligen Omberesaff – noch heute behaupte ich: Es gibt nichts Besseres. Leider gibt es kaum noch wilde Ombere, die Zuchtbeeren sind ein Nichts dagegen.

Ab und zu kam es vor, dass gegen Abend ein Gewitter aufzog oder für die Nacht Regen zu erwarten war. Wenn dann noch eine Heuwiese abzuernten war, geriet man in Zugzwang. Es kam vor, dass noch in halber Dunkelheit eine Heufuhre heimgeholt wurde. Der Wagen wurde dann in die Scheune „unter Dach“ gefahren, – abgeladen wurde er dann am nächsten Morgen. Und weil wir „Dämmeler“ zur Schule mussten, hieß es früh aus den Federn steigen. Schon abends beim Zubettgehen grauste uns vor dem nächsten Morgen. Immerhin: Zu früher Stunde war es nicht so unerträglich heiß unter dem Scheunendach.